



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bartels, Hugo: Das englische Königtum

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das englische Königtum

Von Hugo Bartels



Leodie war der Sohn des Elesa, Elesa des Esla, Esla des Gewis, Gewis des Wig, Wig des Freawin, Freawin des Frithogar, Frithogar des Brand, Brand des Böldäg, und Böldäg war der Sohn Wodans. Also berichtet die angelsächsische Chronik über die Herkunft Cerdics, des Königs der Westsachsen, aus dessen Hause Egbert entsproß, der erste König von ganz England. Einer ebenso erlauchten Abstammung von Wodan rühmten sich die Könige der übrigen angelsächsischen Staaten, die später unter die Botmäßigkeit von Wessex gelangten. Sie sind alle längst verschollen, aber vom Hause Cerdics ist das göttliche Blut auf die Plantagenets und alle spätern englischen und schottischen Könige übergegangen und fließt auch in den Adern des jetzt in Großbritannien herrschenden Hauses Koburg.

Urkundlich nachweisbar ist natürlich die göttliche Abkunft der angelsächsischen Könige nicht. Wodans Weisheit ging nicht so weit, auf Asgard ein Standesamt einzurichten, und wenn deswegen ein Zweifler die ganze Sache für eine höfische Schmeichelei des Chronisten halten will, so dürfte mit ihm nicht zu streiten sein. Auf die Wahrheit der Thatsache kommt es aber hierbei auch gar nicht an, sondern bloß auf die Auffassung von der Stellung des Königtums, die sich aus dem angegebenen Stammbaum ergibt.

Dem Chronisten und neben ihm wohl auch vielen andern war das Königtum eine erhabne Würde. An und für sich liegt darin nichts besondres. Auch Herkules und Romulus waren Götteröhne, und die germanische Sage führte die Wölfunge auf Wodan zurück. Das Bemerkenswerte liegt in dem Umstande, daß sich gerade aus dem sächsischen Volksstamme, der am längsten und zähesten an der alten germanischen Volksfreiheit festgehalten hat, das Königtum so entwickeln konnte. Weder bei den in der Heimat gebliebenen Sachsen, noch bei ihren Nachbarn, den Friesen, zeigt sich die geringste Spur eines Königtums. Zwar als Mathilde die Gemahlin Heinrichs des Voglers und

die Mutter des großen Otto geworden war, hielt man es für angemessen, ihrem Ahnen (Urururgroßvater) Widukind einen entsprechenden Rang anzudichten, sodaß er zuerst als ein Herzog und endlich bei Thietmar von Merseburg als ein König der Sachsen erscheint. Doch das beweist nichts gegen Einhart, der Widukind nur als unum ex primoribus Saxonum kennt und weder von einem Sachsenherzoge noch Sachsenkönige etwas weiß.

Daß sich trotzdem bei den nach Britannien ausgewanderten Sachsen ein Königtum ausbildete, kann nicht wunder nehmen; derselbe Vorgang spielte sich bei allen Germanen ab, die sich auf die Wandrung begaben. Aus dem Heerführer, dem Herzog wurde leicht ein König, und stand dem Herzog daneben auch noch der von den Germanen so hoch gehaltne Geburtsadel zur Seite, so war das Ergebnis ein Königtum mit starken Wurzeln.

In England begünstigten die Verhältnisse ein starkes Königtum. Die Lage des Landes verlieh den Eroberern eine Sicherheit, deren andre germanische Reiche auf römischem Boden entbehrten. Den Franken kam zu gute, daß sie fortwährend neue Kraft aus dem altgermanischen Teile ihres Gebiets ziehen konnten. Goten und Vandalen, nicht so günstig gestellt, erlagen. Die Angelsachsen dagegen hatten keinen Feind zu fürchten, der mächtig genug gewesen wäre, ihr Volkstum zu gefährden, und die vielfachen Kämpfe zwischen den einzelnen kleinen Königreichen dienten nur dazu, dem Geschlechte Cerdics, das endlich allein das Feld behauptete, zum höchsten Ansehen zu verhelfen.

Über die Führer der erobernden Angeln, Sachsen und Jüten sind die Berichte so spärlich, daß sich aus ihnen wenig erschen läßt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie edeln Geschlechtern entstammten und deshalb bevorzugt waren, als es an die Gründung der neuen Gemeinwesen ging. Sicher ist, daß sie später für so bevorzugt gehalten wurden, und das war für ihre Nachfolger im Staate ebensoviel wert.

Die Königswürde über ganz England, wie sie seit Egbert erscheint, ist durchaus gefestigt und an ein Geschlecht geknüpft, außerhalb dessen es kein legitimes Königtum giebt. Das Blut, nicht die persönliche Tüchtigkeit berechtigt zur Herrschaft. Aus mehreren erwachsenen Mitgliedern des Königshauses wird wohl der kräftigste gewählt, doch auch ein Schwächling findet Anerkennung. Die Macht der Dänen unter Knut verdrängt auf kurze Zeit das sächsische Haus, aber sobald sich die Gelegenheit bietet, wendet sich die germanische Treue wieder zu dem geheiligten Geschlechte und ruft Edward den Bekenner, den Unmann, auf den Thron. Edwards Nachfolger Harold war nicht vom Blute Cerdics, und darum folgten nur die Männer seines eignen Herzogtums Wessex und die von Kent seiner Fahne auf das Schlachtfeld von Senlac. Mercia, Ostanglien und der Norden hielten sich ihm fern und fanden erst, als es zu spät war, welchen Fehler sie begangen hatten. Es war kein Nationalgefühl, was den angelsächsischen Staat zusammenhielt, sondern nur die persönliche Treue zu dem Königsgeschlechte.

Wilhelm von der Normandie trug dem Rechnung, als er seinen Anspruch auf die Krone nicht auf Eroberung begründete, sondern auf ein angebliches

Vermächtnis Edwards, das ihn zum Erben und Rechtsnachfolger einsetzte und dadurch Harold zum Empörer stempelte. Den Angelsachsen jedoch konnte das nicht genügen, da noch ein Sprößling Cerdics lebte, Edward der Atheling, und Wilhelm war genötigt, sich den Beinamen des Eroberers zu erwerben. Sieben Jahre dauerte es, bis er auch den Widerstand der letzten Angelsachsen überwand, des kleinen Häufleins unter Hereward, das ihm in Ely steifnackig die Huldigung versagte.

Die normännische Eroberung bedeutete für England etwa soviel wie für Gallien der Einbruch der Franken. Die Franken waren der Adel und gaben dem Staate das Gepräge. Das alte Volk haben sie nicht verändert. Sie sind vielmehr allmählich von ihm aufgesogen worden, und nur eine beschränkte Zahl germanischer Wörter ist in die französische Sprache übergegangen. So hat auch die normännische Eroberung keine durchgreifende Änderung herbeigeführt. Der alte sächsische Adel wird vom normännisch-französischen verdrängt, das Feudalsystem, das schon in seinen Anfängen bestand, wird völlig und streng ausgebildet; aber bevor zwei Jahrhunderte verflossen sind, haben sich Angelsachsen und Normannen zu dem Volke der Engländer verschmolzen, worin, wie der Name sagt, der ältere Bestandteil überwiegt.

Die normännischen Könige brauchten nicht lange dazu, diesen Gang als unvermeidlich zu erkennen. Sie mußten fühlen, daß, obwohl Edgar Atheling seinen Frieden mit Wilhelm gemacht hatte, in den Augen der alten Bevölkerung das Vermächtnis Edwards ohne die Zustimmung des Witenagemots keinen genügenden Rechtsgrund für den Besitz der Krone darstellte, und daß bei den Ansprüchen der normännischen Barone eine Versöhnung mit dem besiegten Volke weise Staatskunst war. Der Übermut der Barone führte schon Wilhelm den Roten und die Angelsachsen zusammen. Dieselbe Ursache bewog Heinrich I. nicht nur die Gesetze Edwards wieder herzustellen, sondern auch Matilda von Schottland, die Nichte des Athelings, zu heiraten und damit das Blut Cerdics wieder auf den englischen Thron zurückzuführen. Das falsche Recht hatte in England nicht Eingang gefunden und hat auch später keine Geltung erlangt gegenüber der cognatischen Erbfolge. Mit dem Absterben des Mannesstammes gingen demnach die Ansprüche des Hauses Cerdics auf Edgars Schwester, Margarete von Schottland über. Streng genommen war Margaretens Sohn Edgar, von dessen Bruder David die Bruces und Stuarts abstammen, der Vertreter des Cerdischen Bluts. Aber da Edgar seine Krone der englischen Hilfe verdankte, konnte die Heirat Heinrichs mit Matilda als ein billiger Ausgleich gelten, und die Engländer jubelten ihr zu. Zur Nachkommenschaft aus dieser Ehe gehören mit Ausnahme des Usurpators Stephan sämtliche spätern Könige von England. Bei allen Veränderungen hat man jederzeit am Blute Cerdics festgehalten.

Für das englische Königtum war diese Wiederanknüpfung an die alte Überlieferung von großer Wichtigkeit. Sie stellte die legitime Rechtsordnung wieder her, die durch die Eroberung unterbrochen war. Die Anerkennung der Gesetze Edwards bedeutete ein Aufgeben der despotischen Gewalt und mit

nötigen Änderungen eine Rückkehr zu den Formen des alten germanischen Königtums mit seinem Witenagemote.

Freilich darf man nicht zuviel Gewicht auf die Formen legen. Denn vor allem kommt es doch auf die Männer an, die diese Formen handhaben, und günstige oder ungünstige Umstände spielen eine große Rolle. Die Staaten, die aus dem Reiche Karls des Großen hervorgingen, begannen ihr selbständiges Dasein mit denselben Formen der Herrschaft. Doch wie verschieden ist ihre Entwicklung! In Frankreich endet sie in einer einheitlichen unumschränkten Monarchie, in Deutschland in einem Chaos kleiner Länderfetzen, die der königlichen Obergewalt spotten. Aus dem geheimnisvollen Walten einer Volksseele läßt sich diese Verschiedenheit nicht erklären.

Frankreich hatte den Vorzug, daß seit dem Abgang der Karolinger ein und dasselbe Geschlecht herrschte, und daß der Schwerpunkt des Ganzen immer in Franzien lag. In Deutschland dagegen war der Sitz der Königsgewalt bald in Sachsen, bald in Franken, bald in Schwaben, und jedes neue Herrscherhaus hatte die Arbeit nationaler Einigung von neuem zu beginnen, ohne je Zeit zu haben, auf der Bahn weiter zu kommen als seine Vorgänger. Nehmen wir aber an, ein kraftvolles Geschlecht hätte ohne Wechsel den deutschen Königsthron innegehabt, so bedarf es keiner kühnen Einbildungskraft, sich ein andres Deutschland auszumalen. Das Wahlkönigtum hätte bald auch in der Form dem erblichen Platz gemacht, dem es gelungen wäre, die deutschen Stämme zu einem nationalen Ganzen zu verschmelzen. Unter einem starken, wirklich deutschen Königtum hätte die Reformation keine Spaltung im deutschen Volke, vielleicht nicht einmal in der Kirche selbst bewirkt, kein Dreißigjähriger Krieg hätte unsre Fluren verheert, und der mächtige Überschuß unsrer Bevölkerung hätte, anstatt unter den Schlägen der Schweden, Kroaten und Franzosen zu verbluten, Amerika mit deutschen Ansiedlern besetzen können, bevor das meerumschlungne Albion Zeit fand, sich zu befinden.

In England war es auch nicht die angelsächsische Volksseele, die dem Königtum die Flügel beschnitt. In England sehen wir wie in Frankreich schon früh einen Teil des Reichs, den Süden, als ständigen Träger der Macht. Wo dynastische Veränderungen eintreten, sind sie so, daß keine Stammeseifersucht das Werk nationalen Zusammenschlusses stören kann. Die Nation als solche entfaltet sich deshalb so kräftig wie in Frankreich, aber die Stellung des Königtums nähert sich am Ende bedenklich der des deutschen, das mehr Zierat als Macht darstellte.

Viele Umstände haben zusammengewirkt, das englische Königtum zu dem zu machen, was es ist. Der Hauptgrund für seine Schwäche aber ist doch in den Trägern der Krone selbst zu suchen. Es giebt kaum etwas Mannigfaltigeres als die englische Geschichte mit der Verschiedenheit im Charakter der Herrscher. Alle guten und alle schlechten Eigenschaften der menschlichen Natur, alle Leidenschaften haben ihre Vertreter auf dem englischen Throne. Alfred der Große, der mönchische Edward der Bekenner, der despotische Staatsordner Wilhelm, der Kreuzfahrer Richard Löwenherz, der träumerische Richard II., der

Blaubart Heinrich VIII., die verschlagne Elisabeth, der weise Narr Jakob I., der bigotte Jakob II., der Wüstling Georg IV., sie alle sind typisch für ihre Art. Wen nach Schauermären gelüftet, hier findet er sie in Fülle. Die deutsche Geschichte ist dagegen von einer geradezu idyllischen Zahmheit. Von den englischen Königen seit der normännischen Eroberung haben zwei den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden, nicht weniger als sechs sind durch Mord oder Henkershand umgekommen, gar nicht zu reden von Königinnen und Prinzen, die eines gewaltigen Todes starben. Es mutet einen als eine wahre Erleichterung an, als ein humorvoller Streich der Weltgeschichte, daß England auch einen König aufweisen kann, der an Überfressung mit Neunaugen starb.

Wie Deutschland, so bietet auch England im Mittelalter das Schauspiel der Empörung der Vasallen gegen die Lehnsherren. Kräftige Herrscher wissen die Auffässigen zu bändigen, schwache müssen sich ihnen fügen. Bald steht die königliche Macht hoch, bald zeigt sie ein Bild der Ohnmacht. Wenn sie sich stark fühlt, vermag sie die Thatenlust des Adels nach Frankreich abzulenken, ist sie schwach, so wird das Land von Parteikämpfen zerrissen. Durch Jahrhunderte stehn sich so Königtum und Adel gegenüber. Was dem Königtum zum Schlusse das Übergewicht gab, war der Krieg der beiden Rosen, der den Adel in zwei gleiche Lager schied, die einander aufrieben.

Wo man nicht davor zurückschreckt, Königsblut zu vergießen, da können geringere Personen nicht auf Erbarmen hoffen. Fast jede Schlacht in den Parteikämpfen hat als Nachspiel die Hinrichtung der Besiegten als Hochverräter, bis endlich am Ende der Rosenkriege mit den beiden Häusern York und Lancaster auch ihre Parteigänger ausgerottet sind. Zu derselben Zeit also, wo in Deutschland das Kleinfürstentum zur Selbständigkeit gegenüber der Spitze des Ganzen gelangte, verschwand es in England ganz von der Bühne und überließ dem Königtum der Tudors eine Machtvollkommenheit, die nur von der Wilhelms des Eroberers übertroffen wurde.

Die Tudors waren mächtig, aber dabei auch mit einem guten Maße von Klugheit ausgestattet. Es fiel ihnen nicht ein, nach der Abschaffung des Parlaments zu streben. Sie hüteten sich, die alten hergebrachten Formen durch neue zu ersetzen. Es genügte ihnen, daß ihr Wille ausschlaggebend war und im Parlament ein gefügiges Werkzeug fand. Elisabeth ging von allen am weitesten in der Vernachlässigung des Parlaments. Sie berief es so selten wie möglich ein, und nur, wenn bei den unruhigen Zeitläuften sogar ihre knausernde Sparsamkeit nicht imstande war, den Staatshaushalt aus den gewöhnlichen Einnahmen der Krone zu bestreiten. Wäre ihre Regierung durchweg friedlich gewesen, wer weiß, ob sie es nicht hätte ganz einschlafen lassen. Nur ungern befaßte sie sich mit ihren getreuen Lords und Gemeinen. Einer Geldbewilligung gingen immer Klagen und Forderungen auf Abstellung von Mißbräuchen voraus, und neben dem neuen Adel, den sie nicht zu fürchten brauchte, begannen jetzt die bescheidenen Gemeinen sich zu fühlen, die das Aufblühen von Handel und Gewerbe als Steuerzahler gegen früher zu größerer Bedeutung erhob. Aber Elisabeth wußte gut mit dem Parlament auszukommen,

und auch, wo sie seinen Vorstellungen nachgab, erschien ihr Rückzug als ein königlicher Gnadenbeweis. Unter ihr hüßte die Krone nichts ein, doch was das Königtum unter ihr stark machte, war vor allem ihre Persönlichkeit.

Die Stuarts hatten nicht die Eigenschaften, die sie berechtigt hätten, in die Fußstapfen einer Elisabeth zu treten. Sie gehören zu den Geschlechtern, die nichts lernen und nichts vergessen. Große Aussichten eröffneten sich ihnen, als Elisabeths Tod ihnen zu der schottischen Krone auch die englische in den Schoß warf. Doch nur zu wahr ist Goethes Wort: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Die Stuarts haben es nicht verstanden, ihr Erbe zu erwerben, und es ist ihnen unter den Händen zerronnen.

Jakob I. hatte Elisabeth nicht mehr abgesehen, als Schillers Wachtmeister dem Friedländer. Er erbte ihre Krone, ihr Geist ging nicht auf ihn über, und darum deutete er sich viel erhabener als sie. Eine Art milder Cäsarenwahnsinn kam über ihn, als er sich plötzlich aus den engen Verhältnissen seiner schottischen Heimat, wo die Großen ihm das Leben sauer gemacht hatten, auf die Höhe des englischen Thrones gehoben sah. Es giebt ein kleines vergilbtes Büchlein von ihm, betitelt *The Dutie of a King in his Royall Office*. Darin stellte er kühnlich den König als einen Gott auf Erden hin. Denn, sagt er, „wenn man die Eigenschaften Gottes betrachtet, so sieht man, wie sie in der Person eines Königs zusammentreffen. Gott hat Macht zu schaffen oder zu vernichten, er kann Leben geben, Tod senden, kann alle richten und ist doch niemand Rechenschaft schuldig. Und dieselbe Macht haben die Könige.“ Von demselben Geiste waren die Worte eingegeben, die er einst in einer Rede in der Sternkammer äußerte: „Wie es Atheismus und Gotteslästerung ist, darüber zu streiten, was Gott thun kann, so ist es Anmaßung von einem Unterthanen, darüber zu streiten, was ein König thun kann, oder zu sagen, daß ein König dies und das nicht thun kann.“

Einem Manne mit so erhabnen Begriffen konnte ein Parlament schwerlich als angenehme Zugabe gelten. Deshalb riet er seinem Sohne: „In diesem Lande haben wir schon mehr gute Gesetze, als gut ausgeführt werden, und dieweil das Parlament zur Gesetzgebung da ist, so siehe zu, daß du es nicht mißbrauchst. Und darum halte kein Parlament, außer wenn neue Gesetze nötig sind, was nur selten der Fall sein sollte; denn wenig aber gut ausgeführte Gesetze sind das beste für einen gut regierten Staat.“

Wäre er sparsam gewesen wie Elisabeth, so wäre es ihm vielleicht möglich gewesen, das Parlament nur zur Gesetzgebung zu berufen. Doch im tiefsten Frieden brauchte er mehr Geld als Elisabeth in Kriegszeiten, und nur durch rechtswidrige Mittel konnte er sich sonst Geld verschaffen. Dazu schwächte er durch seine Günstlingwirtschaft die beste Stütze des Throns, das Ansehen der Staatsbeamten. Am schlimmsten aber war, daß er zu dem göttlichen Rechte der Könige auch noch ein göttliches Recht der Bischöfe über die Gewissen fügte. Gewissensdruck ist am schwersten zu ertragen.

So untergrub Jakob I. selbst die Wurzeln des Königtums und trieb fast

alle Kreise des Volks in eine tiefe Erbitterung hinein, die unter seinem Sohne, der dem Beispiele und den Lehren des Vaters nur zu sehr folgte, zur Katastrophe führte. Der Plan, England nach dem Vorbilde Frankreichs zu einer absoluten Monarchie zu machen, scheiterte.

Man hätte meinen können, es sei für immer aus mit der Monarchie in England. Doch auf die Tyrannei Karls I. folgte die noch schärfere Tyrannei Cromwells. Wie Karl I. Cromwell in die Hände arbeitete, so hatte Cromwells Herrschaft bei all ihren unleugbaren Erfolgen das Ergebnis, die zurückgedrängte Treue für das legitime Königsgeschlecht, die den Engländern im Blute liegt, neu zu beleben.

Die Stuarts bestiegen den Thron wieder, wenn auch unter andern Umständen als im Jahre 1603. Sie traten nicht wieder das Erbe der Elisabeth an. Rechtlich zwar war die Stellung der Krone wie vor dem Bürgerkriege; keine neue Magna Charta beschränkte sie, Karl II. hatte keinerlei Verpflichtungen einzugehn brauchen, um wieder auf den Thron zu kommen. Das englische Volk war froh, aus der nach Cromwells Tode eingerissenen Haltlosigkeit wieder in feste Verhältnisse zu kommen, und alles wetteiferte, dem Könige zu versichern, wie sehr man sich nach ihm gesehnt habe. Aber aus der Geschichte ließ sich die Zeit von 1642 bis 1660 nicht ausmerzen. Sie hatte bewiesen, daß eine selbstherrliche Regierung nach französischem Muster nicht durchzuführen war, und daß die Engländer weder ihren Geldbeutel noch ihr Gewissen der freien Verfügung des Königs zu unterwerfen geneigt waren.

So wenig es war, sogar das hatten die Stuarts in den Jahren der Verbannung nicht gelernt; sie wirtschafteten drauf los, als ob es nie einen Cromwell gegeben hätte, und brachten es endlich zuwege, daß auch die Kavaliere, die Gut und Blut für Karl I. geopfert hatten, ihnen den Rücken kehrten. Als der Dranier landete, erhob sich der Norden unter dem Rufe: Ein freies Parlament und die protestantische Religion, und Jakob II. fand sich von allen verlassen.

Die Engländer reden gern von der glorreichen Revolution von 1688. Der Ausdruck ist wenig passend. Glorie hat dabei niemand gewonnen, nicht Wilhelm, der ein Königreich ohne eine Schlacht gewann, nicht Churchill, der seinen Herrn schnöde verriet, noch auch Jakob, der ausriß. Von dem Blute vergießen, das wir mit dem Begriffe verbinden, hatte die Revolution nichts, es sei denn, man zieht die kriegerischen Vorgänge in Schottland und Irland, die sich anschlossen, hinein; und eine Umwälzung war sie nur für Jakob, der sich und seine männlichen Nachkommen vertrieben sah.

War nun die sogenannte Revolution auch keine Umwälzung der bestehenden Verhältnisse, so leitete sie doch Änderungen ein, die das Wesen und die Stellung des Königtums für die Zukunft bestimmten und mit der Göttlichkeit des Königs für immer aufräumten. Jakob II. abzusetzen, dazu glaubte niemand ein Recht zu haben, und unter den Formen des tudorischen und stuartischen Königtums hatte auch niemand ein solches Recht, wenn man nicht die verabscheuten Maßregeln des langen Parlaments als gesetzmäßig anerkennen

wollte. Man verschleierte die Absetzung mit der Erklärung, daß Jakob, indem er das Land räumte, abgedankt habe. Thatsächlich war er abgesetzt, so gut wie Karl der Dicke oder König Wenzel. Einen weiteren Stoß erhielt die Annahme eines ordnungsmäßigen Thronwechsels durch die Einsetzung Wilhelms als wirklichen Königs neben Jakobs Tochter Maria. Dadurch, daß der junge Prinz Jakob Stuart für illegitim angesehen wurde, erhielt wohl das Titularkönigtum der Maria einen Schein der Berechtigung, doch ihr Recht konnte sich nicht auf ihren Gatten übertragen. Daß Wilhelm von Oranien durch seine Mutter selbst ein Enkel Karls I. war, war dabei von keiner Bedeutung. Nach legitimistischer Anschauung war seine Thronbesteigung ein Thronraub, und die begleitenden Umstände beweisen, trotz aller Bemäntelung, den Kern dieser Anschauung.

Karl II. war ohne Bedingungen auf den Thron zurückgekehrt, der Befreier Englands von der stuartischen Tyrannei mußte sich, sehr zu seinem Verdruss, Beschränkungen gefallen lassen. Das Parlament mußte ihn auf seine Forderung als König annehmen, weil ohne seine holländischen Truppen die Vertreibung Jakobs nicht erfolgt wäre; auf der andern Seite mußte Wilhelm einsehen, daß er mit seinen paar tausend Holländern nicht als ein zweiter Eroberer zu schalten vermochte. Auf das göttliche Recht der Könige, wie es Jakob aufgestellt hatte, konnte er sich nicht stützen; das war gerade durch seine Thronbesteigung in Stücke gegangen, und an die Stelle des göttlichen Rechts der Könige war das Recht des Volkes getreten, den König abzusetzen und einen neuen zu berufen. Wilhelm hatte auch nicht wie der Sieger von Senlac ein Testament seines Vorgängers zur Unterstützung seiner Ansprüche. So unterschrieb er die Bill of Rights, das neue Grundgesetz, das dem Könige das Parlament als eine gleiche, im Grunde selbst überlegne Macht an die Seite stellte.

Damit fiel das Königtum der Tudors durch die Schuld der Stuarts. Mit dem Grundsatz der Legitimität war gebrochen. Hinfort stand der König nicht mehr frei da, sondern beschränkt und gebunden und abhängig.

Es ist sonderbar, wie gerade die Stuarts von einem romantischen Zauber verklärt worden sind. Sie vertreten keine fruchtbringende Idee, nichts zeichnet sie vor andern Geschlechtern aus. Nicht einmal als Kriegerleute können sie sich im entferntesten mit dem Hause Douglas messen, das seinen Namen auf jedes Blatt der schottischen Geschichte geschrieben hat, von dem Jahre an, wo es plötzlich, fertig wie Pallas Athene, vor die Welt tritt. In dem Unabhängigkeitskampfe, den Robert Bruce gegen England führt, hören wir genug von Douglas, wenig von Stuart. Nur der Umstand, daß Marjory, Roberts Tochter, einen Stuart heiratet, hebt das Haus Stuart aus seiner bescheidenen Mittelmäßigkeit heraus auf die Höhe des Throns, die es durch seine Thätigkeit und seine Talente nicht verdient hat. In Mittelmäßigkeit schleppt es sich von einem Jahrhundert ins andre bis zu seinem schmachlichen Ende. Seine Mitglieder sind fast alle schwache Herrscher ohne politische Voraussicht, aber persönlich von einer gewinnenden Anmut, die alles bezaubert und allein die opferfreudige Umgebung verständlich macht, die sie so oft gefunden haben, sogar bei den

Douglass, ihren Nebenbuhlern. Als Jakob I. von Schottland von den Mördern gesucht wurde, war es Katharina Douglas, die ihren Arm als Kiegel vor die Thür schob und den Eintritt wehrte, bis vor dem Drucke von außen ihre Knochen zerbrachen. Als William Douglas, später der achte Earl of Morton, Maria Stuart auf Schloß Lochleven gefangen hielt, war es sein junger Bruder Georg, der sie befreite, und als Karl I. mit dem Parlament in Fehde lag, veräußerte der neunte Earl of Morton den besten Teil seiner Güter, um dem König Geld in den Beutel thun zu können. Wenn ein aller Weichheit und Sentimentalität abholdes Geschlecht wie dieses dem Zauber der Stuarts zugänglich war, brauchen wir uns nicht zu wundern, daß andre ihm unterlagen und freudig Gut und Leben hingaben.

Sogar heute noch giebt es eine, freilich ungefährliche jakobitische Partei, der die Prinzessin Ludwig von Bayern als Maria IV. für die rechtmäßige Königin von England gilt, und die neben der Bildsäule des Märtyrers Karls I. auch die seines verblendeten Sohnes Jakob mit Blumen bekränzt. Gewiß erregt das Unglück Teilnahme, umso mehr, je tiefer der Fall war, und die Stuarts sind ohne Zweifel vom Schicksal schwer geschlagen worden; doch die Geschichte muß sagen, daß sie ihr Schicksal verdient haben.

Noch einmal zieht ein Stuart, der junge Karl Edward, wie ein leuchtendes Meteor über die Weltbühne, noch einmal sieht die Welt ein Schauspiel von schottischer Treue und Hingebung, noch einmal tritt ein heldenmütiges Mädchen, Flora Macdonald, für einen verfolgten Stuart ein, dann sinkt der Vorhang für immer, und der romantische Held von 1745 endet sein Leben in Verkommenheit. Große Charaktere werden durch das Unglück gestählt, ohne den Purpurmantel sind die Stuarts nur kleine Menschen.

Friedrich der Große hatte die Nichtigkeit der Stuarts gründlich erkannt. Aus seinem politischen Briefwechsel wissen wir, wie weit er sich mit ihnen einließ, nämlich nicht weiter, als für seine Absicht, einen Druck auf England auszuüben, nötig war. Ihnen zur Wiedererlangung des Thrones behilflich zu sein, daran hat er nie gedacht.

Der Stuarts hatte England sich entledigt. Aber die Welfen haben ihm auch keinen großen Segen gebracht. Wie so manche andre Fürstengeschlechter hatten die Welfen einst einen großen Anlauf genommen und anscheinend damit ihre Kraft erschöpft. Seit Heinrich dem Löwen und Kaiser Otto IV. giebt es in der ganzen langen Reihe welfischer Fürsten wenige, von denen man annehmen kann, daß sie sich, wenn sie in bescheidenen Verhältnissen auf die Welt gekommen wären, zu einer höhern Stufe der gesellschaftlichen Leiter emporgearbeitet haben würden. Niedergedrückt durch den tiefen Fall, der ihnen zwei große Herzogtümer entriß, versanken sie in der Masse des deutschen Kleinfürstentums und schwächten den Rest ihrer Macht noch kurzfristig durch Teilungen. Heinrich der Löwe hatte sich der nationalen Aufgabe der Germanisierung der baltischen Lande zugewandt, keiner seiner Nachkommen hat sie wieder aufgenommen. Von der staatenbildenden, ans Meer strebenden Kraft der Hohen-

zollern hatten die Welfen nichts. Auch die Erwerbung der englischen Krone war nicht ihrem Verdienst oder ihrem innern Werte zuzuschreiben, sondern lediglich dem Zufalle, daß sie protestantisch und keine andern protestantischen Nachkommen Jakobs I. mehr vorhanden waren.

Gewiß war die Stellung Georgs I. auf dem englischen Throne schwierig. Er verdankte die Krone lediglich den Whigs und mußte die Tories als verkappte Anhänger der Stuarts ansehen. Auf Dank hatten die Whigs deswegen keinen Anspruch. Denn was sie an Georg fesselte, war nichts als die Furcht vor einer Wiederkehr der Stuarts und einer damit verbundenen Erschütterung des Credits, dessen Festigkeit für sie Lebensfrage war. Es hätte keines großen Aufwandes von Verstand bedurft, einzusehen, daß in Wirklichkeit die Whigs mehr vom Könige abhingen, als der König von den Whigs. Wilhelm III. war ebensowenig volkstümlich gewesen wie Georg I., aber Wilhelm war jeder Zoll ein König, der durch das Gewicht seiner Persönlichkeit die Leitung des Staates in der Hand behielt, während Georg nicht einmal versuchte, durch Erlernung der englischen Sprache zu einem Verständnis seiner Unterthanen zu gelangen, sodaß er mit Walpole in schlechtem Lateinisch verkehren mußte. Allen Kreisen des britischen Volkes bis an sein Lebensende als Fremder gegenüberstehend, war es für den Welfen ein Ding der Unmöglichkeit, ein eignes Urteil zu gewinnen, geschweige denn bestimmend in den Gang der Staatsmaschine einzugreifen. Zugegeben, daß er nur mit den Whigs regieren konnte, die seine Thronbesteigung bewirkt hatten und sich der Unterstützung eines großen Teiles des Landadels, der Kirche und der Handelswelt erfreuten, wäre es für ihn richtig gewesen, wenigstens die Leitung dieser Partei zu übernehmen, anstatt ihr bloß als Puppe zu dienen. Unter seinem Sohne war es nicht um ein Haar anders. Georg II. stand England ebenso fremd gegenüber, als wäre er nur Kurfürst von Hannover gewesen, und ein volles halbes Jahrhundert regierten die Whigs, ohne daß sich der Träger der Krone geltend gemacht hätte, um der zunehmenden Verumpfung zu wehren.

Als endlich in Georg III. ein Fürst den Thron bestieg, der in England aufgewachsen war und die Sprache des Volkes verstand, über das er herrschen sollte, da hatte sich die Korruption so tief eingefressen, daß es eines Herkules bedurft hätte, Besserung zu schaffen. In seiner Art war Georg III. ein kluger Mann. Er mochte sich wohl der Geschichte vom König Agias erinnern und hielt es für geratner, sich nicht nach einem Herkules umzuschauen, sondern die herrschende Verderbnis für seine Zwecke zu benutzen.

Pitt, der ältere, hatte es für seiner unwürdig gehalten, sich mit Bestechung und Stimmenkauf zu befassen, und hatte dergleichen Schacher-geschäfte Newcastle überlassen. Georg III. aber schien einen besondern Genuß in der Behandlung dieser schmutzigen Sachen zu finden. Er verfügte persönlich über die Belohnungen der ihm willfährigen Abgeordneten und ordnete die Verfolgung ihm mißliebiger Personen an. Er erreichte zwar nicht immer, was er wollte, er mußte am Ende selbst den Eintritt des ihm verhassten John

Wilkes ins Unterhaus zulassen, aber in der Hauptsache hatte sein ständig auf ein Ziel gerichtetes Streben Erfolg. Durch eine beispiellose Bestechung eines beispiellos bestechlichen Parlaments wurde er wirklich zum Herrscher. Leider stand seine Herrscherfähigkeit im umgekehrten Verhältnisse zu seinen Ansprüchen. Auch in seinen geistig besten Jahren war er höchstens ein englischer Tammany Boss, und für sein Reich war seine Selbstregierung alles andre als ein Segen. Seiner blinden Halsstarrigkeit verdankt England den Verlust der amerikanischen Kolonien. Vergebens hielt Chatham seine Reden zu Gunsten der Amerikaner, Reden, die, nebenbei gesagt, mit einigen Änderungen auch auf die Gegenwart passen; für den König waren die Amerikaner nichts als Rebellen, denen nicht ein Segen von Selbständigkeit gelassen werden durfte. Zu einem höhern Standpunkt vermochte sich sein beschränkter Geist nicht zu erheben. Der Ausgang gab ihm Unrecht. Während sein Verstand der Unmacht verfiel, blühte der überseeische Sproß auf, und die Nemesis der Geschichte hat aus ihm den gefährlichsten wirtschaftlichen Nebenbuhler des Mutterlands gemacht, das ihn einst kurzichtig in wirtschaftlicher Unmündigkeit halten wollte.

Mit der königlichen Selbstherrlichkeit Georgs III. ist England übel gefahren, mit der seines Nachfolgers fuhr es nicht besser. Die Macht, die auf Georg IV. als Prinzregenten wie als König überging, beruhte auf derselben faulen Grundlage der Korruption, die nur wenig eingeengt war. Georg IV. übertraf dabei seinen Vater noch dadurch, daß er durch sein schamlos unsittliches Leben und sein gemeines Benehmen gegen seine Gemahlin sogar die Würde seiner Stellung in den Kot herabzerterte und der allgemeinen Verachtung preisgab.

Festigkeit konnte eine auf so morschem Unterbau beruhende königliche Macht nicht haben. Sie war ebenso fest und dauerhaft wie die Giftmorchel, der sie an Anrüchigkeit gleichkam. Sobald die Reform des Unterhauses diesen Unterbau zu Fall brachte, zerfloß sie, und Wilhelm IV. hatte sich mit saurer Miene zu einem umgekehrten schleimhischen Königtum zu bequemen, zum Schatten ohne das Wesen. Er war der letzte, der ein Ministerium entließ und den Versuch machte, eine eigne Meinung durchzusetzen. Dem in einer Zeit, wo das Königtum den Ausschlag gab, aufgewachsenen mußte es schwer fallen, einzusehen, wie wenig die Krone in Wirklichkeit bedeutete, und wie sie durch die sittliche Lebensführung der Mitglieder des königlichen Hauses fast den letzten Rest von Achtung beim Volke eingebüßt hatte. Das Urteil, das ihn als den einfältigsten alten Herrn im Vereinigten Königreiche hinstellte, ist vielleicht zu absprechend, aber der Krone wieder zu Ansehen zu verhelfen, dazu war er nicht der Mann.

Was Wilhelm IV. seiner Nachfolgerin hinterließ, war ein fadenscheiniger und nicht ganz reiner Königsmantel. Dünn ist der Mantel auch unter der Königin Viktoria geblieben. Aber wenn sie ein Verdienst hat, so ist es das, daß sie ihn vom Schmutz rein gehalten und sozusagen den königlichen Hof wieder hoffähig gemacht hat. Daß sie sich dieses Verdienst erwerben konnte,

das verdankte sie vor allem ihrer deutschen Mutter, die es verstanden hatte, die Thronerbin von der sittlich verderbten Luft des Hofes fern zu halten und sie in Reinheit auf ihre künftige Stellung vorzubereiten. Man braucht bloß Isabella von Spanien zum Vergleich heranzuziehen, und man wird den Wert dieser deutschen Frau richtig würdigen, die durch ihre Erziehungsweise für Großbritannien mehr gethan hat, als die Geschichtsbücher melden. In vielen Staaten des Festlands zeigt die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine Stärkung des monarchischen Gefühls, wohl begründet durch die politischen Leistungen der Monarchen. In England beruht die Stärkung lediglich auf der unpolitischen Persönlichkeit der Königin Viktoria.

Sie suchte nicht die Volksgunst, die dem Träger einer Krone immer schon halbwegs entgegenkommt. Auch zu der Zeit des Prinzen Albert zog sie das Leben im Familienkreise rauschenden Festlichkeiten vor, und als Witve ist sie nur äußerst selten in der Öffentlichkeit erschienen. Dennoch hat sie die Liebe ihres Volkes genossen wie keiner ihrer Vorgänger, einzig, weil sie persönlich Achtung einflößte.

Ein wichtiger Punkt freilich darf dabei nicht vergessen werden, nämlich daß ihre Mutter es für weise gehalten hatte, sie zu einer durchaus konstitutionellen Fürstin zu erziehen. Ein Herrscher, der seine Räte nach eigenem Gutdünken wählt, der einen eignen Willen hat und die Macht, ihn durchzusetzen, kann einer Beurteilung im guten wie schlimmen nicht entgehn. Ein rein konstitutioneller Monarch dagegen ist solcher Beurteilung nicht unterworfen. Politisch ist er ein geheimnisvolles, unpersönliches Etwas. Was dem Volke sichtbar wird, ist nicht der König, sondern nur ein mit dem Königstitel geschmückter Mensch. Der König selbst ist so unnahbar wie die Gottheit eines theokratischen Staats, und Lob wie Tadel fällt auf die Minister allein.

Die britische Verfassung läßt sich einem dreigeteilten Baume vergleichen. Der mittlere Sproß, die Verlängerung des Stamms, ist das Königtum; aber zu seinen Seiten sind die beiden Zweige der Lords und der Gemeinen emporgewachsen und haben ihm allmählich Licht und Luft genommen, sodaß er nur noch mit dürren Zweigen als dünner verkümmerter Schoß zwischen ihnen steht. Die starken Seitenäste schützen ihn vor dem Sturm, doch die Sicherheit hat er mit seiner eignen Schwäche erkaufte. Stünde er allein, der Wind würde ihn zerknicken, und brächen die Zweige, sie rissen ihn mit ins Verderben.

Wilhelm IV. sträubte sich noch, die Schwäche des Königtums anzuerkennen, die Königin Viktoria ist immer eine konstitutionelle Königin gewesen, ohne irgend welchen Vorbehalt, zu dem sie berechtigt gewesen wäre. Die berühmte *question de jupons* des Jahres 1839 macht davon nur scheinbar eine Ausnahme.

Als Lord Melbourne's Ministerium gefallen war, verlangte Peel, der die Bildung einer neuen Regierung übernommen hatte, auch die Entfernung zweier Damen aus dem königlichen Hofhalt, weil sie in engen verwandtschaftlichen Beziehungen zu Führern der scheidenden Whigpartei standen, ein Begehren,

dem sich die Königin widersetzte. Die Sache erregte damals ein größeres Aufsehen, als sie verdiente; für den Gang der Regierung wäre der Einfluß, den die beiden Damen hätten ausüben können, von keiner Bedeutung gewesen. Peel jedoch verzichtete lieber auf eine Kabinettbildung, als daß er von seiner Forderung abgestanden wäre, und Melbourne mußte die Zügel wieder ergreifen. Thatsächlich hatten der Königin autokratische Anwandlungen ferngelegen. Was sie empörte, war nur, daß sie gehalten sein sollte, mit jedem Kabinettswechsel auch ihre persönliche Umgebung und ihre Freundinnen zu wechseln. Später aber ließ sie Änderungen in der Besetzung der obersten Stellen ihres Haushalts zu, gab also nach.

Nichts zeigt den Stand der königlichen Macht in England besser als dieser Einfluß der Politik auf den Hofstaat. Die Oberhofmeisterin (Mistress of the Robes) hat im königlichen Kleiderschrank so wenig eine politische Aufgabe zu erfüllen, wie der Oberstallmeister bei den Pferden. Aber je nach der Regierung werden die Kleider konservativ oder liberal aufgehängt und die Pferde konservativ oder liberal gestriegelt. Die großen Hofämter mit ihren Gehaltnen gelten als rechtmäßige Beute der herrschenden Partei, und die persönlichen Gefühle des Monarchen kommen dabei nicht in Betracht. Folgerichtig hat der Träger der Krone auch in der Besoldung der einzelnen Stellen keine Stimme. Er darf die Zwillliste nicht verwenden, wie ihm beliebt. Jedem freien Briten ist erlaubt, sein Einkommen, und wo kein Fideikommiß besteht, auch sein Kapital zu vergeuden, ohne daß sich jemand dreinzumischen das Recht hat. Es ist nach britischem Gesetz nicht möglich, einen offenkundigen Verschwender zu entmündigen, wie anderswo geschieht. Bloß der arme König wird wie ein Minderjähriger behandelt, dem man nicht zutraut, einen eignen Haushalt zu führen. Das Parlament setzt genau fest, wie die Gelder der Zwillliste zu verwenden sind, und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil ist der parlamentarischen Spürnase vorenthalten und der freien Verfügung des Königs überlassen.

(Schluß folgt)



England und Rußland



icht zum erstenmal taucht der Gedanke auf, zwischen den beiden größten Reichen der Gegenwart eine Verständigung herzustellen. Zarte Hände haben in Kopenhagen schon oft an diesem Gespinnst gesponnen, und jüngst hat eine der angesehensten englischen Monatschriften, die National Review, einen wohlüberlegten Vorschlag für ein solches Einvernehmen gemacht. Im äußersten Osten